

Fragen zur Architektur (8)

Christian Holl

Natürlich Kunst

Es scheint, als habe die Diskussion um Dämmungsdicken, EneV-Verschärfung und Heizenergieverbrauch eine andere zugedeckt, die grundsätzliche, die diesen Diskussionen eigentlich vorausgehen müsste: die nach dem Verhältnis von Architektur und Natur. Es ist an der Zeit, sie wieder zu beginnen.



Weitere Beiträge der Serie
Fragen zur Architektur:
[> hier](#)

In einem seiner Bücher beschreibt Thomas Rosenlöcher seinen Versuch, dem Fernsehen Dresden zu zeigen. „Das eigentliche Dresden ist hier“, beginnt Rosenlöcher am Elbufer. „Weil Dresden unterging. Durch dreifache Zerstörung: Bombardement, Abriss, Wiederaufbau. – Sich aber an seinen Rändern erhielt; in Villengegenden, die teils Kleinzschachwitz heißen. (...) Weil an den Rändern noch der vielzitierte Dreiklang



von Stadt, Hang und Strom spürbar ist – als Einklang von Landschaft und Architektur. – Dresden als Utopie. (...) Und die nun erneut zu denken die einmalige Möglichkeit wäre.“ Dazu müsste, so Rosenlöcher weiter, die Architektur nicht nur den Menschen, sondern auch die Natur als Maß nehmen und zwischen beiden eine Balance suchen, „dass zur Künstlichkeit Ursprünglichkeit trete und in den Innenhof der sogenannte Lindenbaum.“ (1)

Da kann sicher der eine oder andere zustimmen: Dass die Architektur nicht nur den Menschen, sondern auch die Natur als Maß zu nehmen hat. Das eigentliche Dresden – ein Arkadien, in dem Natur und Stadt ausgesöhnt sind. In dem ein Konflikt befriedet ist, der vorerst weiter besteht: der zwischen Zivilisation, Technik, Kultur auf der einen und der Natur auf der anderen Seite: „Zuerst ist der Mensch erbarmungslos, baut alles in die Natur hinein, was ihm einfällt, aber die Natur, auch nicht vornehm, wenn der Mensch kurz nicht hinschaut, ist schon wieder alles zugewachsen. Da sind wirklich einmal zwei Brutale zusammengekommen, und tut mir keiner leid“, so Wolf Haas. (2) Dieser Konflikt ist schon allein deshalb nicht befriedet, weil die Vorstellung von Natur variabel genug ist, ihn immer wieder neu zu bestimmen und der Begriff erst sinnvoll ist als einer, der diesen Konflikt benennt. Die Utopie, von der Rosenlöcher spricht, kann schließlich auch nur eine sein, wenn sie keinen Ort hat, also nicht verwirklicht ist. Natur sei, so Aurel Schmidt, was wir uns unter ihr vorstellen. (3) Und das ist eine ganze Menge. Mit der „Natur des Menschen“ verbindet sich die Vorstellung, es könne in ihm ein möglicherweise wahrer Kern jenseits aller kultureller und

(1) Thomas Rosenlöcher: Wie ich dem Fernseh Dresden zeigte. In: ders.: Ostgezeter. Beiträge zur Schimpfkultur. Frankfurt 1997, S. 81–96

(2) Wolf Haas. Der Knochenmann. Hamburg 2012 (20. Auflage), S. 116

(3) Aurel Schmidt: Was ist Natur? Möglicher Versuch einer unmöglichen Erklärung. In: Kunstforum, Band. 145, Ruppichteroth, 1999, S. 61



zivilisatorischer Geformtheit geben, etwas, was man sein Wesen nennen könnte. Das Natürliche sei eine Metapher dessen, was gesellschaftlich wünschenswert sei, meinte Arnold Gehlen. (4) Natur ist das vom Menschen nicht kulturell Überformte, die Wildnis, oder, in anderen Zusammenhängen, das Ungezwungene. Es ist bestimmt durch die Wissenschaften und dem, was sie an Zusammenhängen erfasst: über ökologische Wechselwirkungen, über Systeme und Pflanzengesellschaften, über Symbionten und Parasiten. Je näher man ein Wort ansieht, desto ferner sieht es zurück, meinte Karl Kraus, und das ist mit „Natur“ auch nicht anders. Und dann gibt es noch die Gehirnforschung, die uns mitteilt, dass die Welt zwar eine eigenständige Leistung des Gehirns ist, und es deshalb unmöglich ist, zwischen dem Gehirn auf der einen und der Welt auf der anderen Seite zu unterscheiden, dass das Gehirn dabei aber auf die Welt angewiesen ist, um sich eine Vorstellung von ihr zu machen. Und es deswegen keine Erkenntnis der Natur geben kann, wie sie „ist“, sondern sie ein „vom Subjekt implementierte Erscheinung“ (5) ist.

Von einer Versöhnung weit entfernt

Natur ist also schon etwas mehr als nur eine Art von Projektionsleinwand, die erst dann Aussagen liefert, wenn etwas auf sie geworfen wird: Sie bestimmt auch, was überhaupt auf sie geworfen werden kann. Im Einklang mit der Natur könnte man also dann nur leben, wenn man von „Natur“ nicht mehr reden kann – ganz abgesehen von allen naiven Vorstellungen der Harmonie und des Friedens, die mit einem solchen Leben verbunden sein mögen. Die Trennung von Mensch und Natur aufzulösen, kann demnach kaum gelingen. (6) Wir brauchen sie, um zu wissen, wie die Trennung denn, wenn nicht aufgelöst, doch wenigstens hin und wieder ein wenig überbrückt werden sollte, in Kleinzschachwitz und anderswo. Die Erkenntnis, dass wir nicht nur ein paar sprachphilosophische Spitzfindigkeiten von einer möglichen Aussöhnung entfernt sind, kann angesichts bereits begangener und Schandtaten und bedrohlicher Umweltszenarien recht tief beunruhigen. Dass sich wegen der anhaltenden Brutalität des Menschen eine ganze Menge Frust aufstauen kann, ist keinesfalls neu: „Die einebnende menschliche Verwertung der Natur hat deren argumentative Kraft und selbständige Autorität vertilgt. Von Fremdsubstanzen durchsetzt, vom Untergang geprägt, kann sie wohl noch zu Mitleid, zu Hilfsaktionen anregen, nicht aber mehr

(4) Arnold Gehlen: Anthropologische Forschung, Reinbek 1965; zit. nach Heide Berndt: Die Natur der Stadt, Frankfurt 1978, S. 38

(5) Aurel Schmidt, a.a.O.; S. 68

(6) „Wenn wir die Natur als Ideen- statt als Ressourcenquelle erkennen, dann würde sich die Trennung von Mensch und Natur auflösen.“ Marcus Peter im Gespräch. In: Friedrich von Borries, Matthias Böttger, Florian Heilmeyer: Bessere Zukunft? Auf der Suche nach den Räumen von Morgen. Berlin 2008, S. 99



zu einer argumentativen, Legitimation spendenden Hilfeleistung tauglich sein. Das reiche Reservoir an handlungsanleitenden Motiven und Erfahrungen, das wir hier noch zu archivieren suchten, hat sich erschöpft“, meinte Martin Warnke bereits 1992. (7) Am Ende dann wohl doch etwas voreilig, den unabhängig davon, ob überhaupt etwas ausgesöhnt werden kann, ist die Vorstellung davon, dass eine Aussöhnung möglich ist, die Voraussetzung dafür, kritisch mit dem umzugehen, was unser Überleben bedroht – soviel Natur immerhin sind wir dann wohl doch. Und was wäre solches kritischer Umgang denn anderes als die Frage nach handlungsanleitenden Motiven, sei sie auch mit dem raunenden Unterton der Verzweiflung gestellt? Es kommt also auf uns an, und auf niemanden sonst, und das gilt zumindest für die letzten Jahrtausende. Insofern ist es – natürlich – auch Blödsinn, zu behaupten, die Natur sei nicht intelligent und kein zielgerichteter Akteur. (8) Natur ist überhaupt kein Akteur, und hat deswegen auch weder Ziel, noch kann sie intelligent sein. Genauso wenig ist Natur rein oder unschuldig, sie kann höchstens das Mittel sein, mit dem sich veranschaulichen lässt, was wir für unschuldig halten – und also auch, was wir unter Schuld verstehen.

Vermittlung des Unsichtbaren

Doch um sich nun wirklich darüber verständigen zu können, was uns Natur bedeuten soll und welche handlungsleitenden Motive gelten sollten, muss Sichtbarkeit hergestellt werden, müssen die Sachverhalte zugänglich gemacht werden – sie müssen vermittelt werden. Natur ist unsichtbar, hatte Lucius Burckhardt geschrieben. Eines der Beispiele, die er dabei anführt, ist der Erdbockkäfer, der einen Großteil seines Lebens in der Erde und nur wenige Tage tatsächlich sichtbar ist, dabei aber nichts darüber mitteilt, dass er sonst eben in der Erde gelebt hatte. (9) Auch ist kaum zu vermuten, dass die Menschen, die gegen Stuttgart 21 und für den Erhalt des Stuttgarter Parks als Lebensraum des Juchtenkäfers gekämpft hatten, diesen Käfer überhaupt erkennen würden, wenn sie ihn denn zu Gesicht bekämen. Darum geht es aber nicht:

(7) Martin Warnke: Politische Landschaft. Zur Kunstgeschichte der Natur. München, 1992, Seite 273

(8) Marcus Peter, a.a.O.

(9) Lucius Burckhardt: Natur ist unsichtbar. In: Warum ist Landschaft schön? Die Spaziergangswissenschaft. Herausgegeben von Markus Ritter und Martin Schmitz. Berlin, 2006, S. 49–56



Es geht darum, dass für das Wissen um Zusammenhänge, von deren Wirkungen wir betroffen sein könnten, die Form zu finden, mit der uns eine Auseinandersetzung darüber, was wir denn nun tun sollen, möglich ist. Die Landschaft ist ein solches Medium – die es ja auch nicht an sich gibt, von der man mehr oder weniger haben könnte, die aber darstellbar ist und in der Darstellung vermitteln kann, was wir über sie wissen und welche Werte wir damit verbinden. „Ohne den Begriff der Landschaft könnten wir, mindestens wir Städter, die Umwelt nicht sehen und nicht einordnen“, so Burckhardt. (10) In diesem Sinne verweist er darauf, dass Ästhetik und Ökologie stärker miteinander verknüpft sind, als sie das selber glauben und da, wo diese Verknüpfung nicht reflektiert ist, beides leidet, sowohl die natürliche Regeneration der Ressourcen als auch die Erfüllung der landschaftlichen Erwartungen des Betrachters.“ (11) Wie wahr. Wir hängen an Landschaftsbildern, die wir als unveränderliche bewahrt wissen wollen, weil die Bewahrung uns suggeriert, vor Bedrohungen geschützt zu sein. Dabei – und hier zeigt sich die Gefahr fehlender Reflexion – verbinden wir viele unserer landschaftlichen Ideale mit einer Zeit extremer Armut, der kurz vor der Einsetzung der Industrialisierung. (12) Abgesehen davon sind Umweltbedingungen nicht stabil. „Weder in Menschenwelt noch in der Natur herrscht Beständigkeit.“ (13) Sollen Landschaften so bleiben wie sie sind, muss man erheblichen Aufwand dafür treiben, und selbst dann sind Veränderungen nicht zu verhindern. Insofern ist ein weiterer Hinweis Burckhardts wesentlich: dass er die ästhetische Vermittlung in Landschaftsbegriffen und -bildern als Kunst versteht – in Form von Garten- und Landschaftskunst, aber auch mit dem Verweis auf Humboldt, der die Fülle des auf seinen Reisen gesammelten Materials nur zu vermitteln wusste, in dem er sie in Analogie zu den Mitteln der Kunst in integrativen Bildern den „Reichen“ zu vermitteln suchte. Auch unsere Landschaftsvorstellungen machen nichts anderes: sie vermitteln das Wünschenswerte, sind aber Konstrukte, und keine ewigen Gesetze.

Fragen zur Architektur

Hier nun endlich dürfen wir unsere Fragen zur Architektur stellen. (14) Denn, so die These, auch für Architektur sollte die Verknüpfung zu unserer Vorstellung von Natur reflektiert werden – und darin als Kunst verstanden werden, als reflektierte Ästhetik, die Bedeutungen vermittelt. Und das sollte darauf Bezug nehmen, was wir unter

(10) Lucius Burckhardt:
Ästhetik und Ökologie.
In: Warum ist Landschaft schön? S. 69

(11) ebd., S. 73

(12) Josef H. Reichholf:
Naturschutz. Krise und Zukunft. Frankfurt am Main 2010, S. 48 f.

(13) ebd., S. 73

(14) „Die wissenschaftliche Methode ist nützlich, verstandesmäßig und praktisch, aber der naive, der anthropomorphe Weg, der die Welt humanisiert und diese in Analogie mit unseren Körpern und unserem Wollen interpretiert, ist immer noch der Weg der Ästhetik, sie bildet die Basis der Poetik und die Grundlage der Architektur.“ Geoffrey Scott, The Architecture of Humanism: A Study in the History of Taste. London 1924, S. 218. Zit. nach: Ákos Morvászky: Analogien und Attitüden, in: tec21 Heft 37, Zürich 2015, S. 28-33



Natur verstehen wollen und wie wir uns einen Umgang damit vorstellen. Architektur hat ästhetisch zu vermitteln, etwa in der Frage, wie weit wir technische Mittel als geeignet ansehen sehen, die bedrohlich tiefe Kluft zwischen Umwelt und Mensch zu überbrücken. Welche Vorstellung von Prozesshaftigkeit haben wir, die uns in einen Bezug zur Veränderlichkeit dessen aufzubauen erlaubt, was wir Natur nennen? Die Frage stellt sich ebenso an Städtebau und Stadtplanung, da unsere Städte viel mehr in den fließenden Übergängen zwischen Parks, Bebauung, Gärten und landwirtschaftlich genutzten Flächen denn als bipolares Gegensatzpaar von Stadt und Land eine Einheit bilden. Welcher Form von Herrschaft über Natur wollen wir folgen, welche Bedeutung messen wir dem Versuch bei, die Zerstörung von Lebensgrundlagen tatsächlich und wirksam zu reduzieren? Und schließlich muss reflektiert werden, welches Verständnis von Freiheit wir haben, ein Verständnis, das sich auch darin ausdrückt, welches Maß an Selbstregulierung wir gewähren wollen, inwieweit wir offene Prozesse zulassen wollen.

Das wäre letztlich auch die Frage danach, ob wir überhaupt noch eine Vorstellung des Wilden, das Anderen und Fremden haben oder haben wollen, dessen, was wir nicht zu kontrollieren vermögen – das muss sich ja nicht lediglich in der Ausübung von Risikosportarten äußern, es hieße möglicherweise auch, die Frage danach zu stellen, welches Maß an Freiheit wir dem Fremden zugestehen wollen, das uns nicht direkt und unmittelbar zugänglich ist, und sei es das Fremde in den Menschen, mit denen wir zusammenleben.

Dass im Übrigen die idyllische Durchgrünung eines Villenvororts, als Einheit von Landschaft und Architektur, wie es in Dresden Kleinzschachwitz ist, gewesen ist oder wieder sein könnte, eine viel zu einfache Antwort auf die Frage ist, wo das „eigentliche“ Dresden, wo der Ort der Aussöhnung zwischen Kultur und Natur zu finden sein könnte, wusste Thomas Rosenlöcher, um ihm zum Abschluss noch einmal die Ehre zu erweisen, nur allzu gut. Zum wiederholten Male erklärt er am Ende: „Das eigentliche Dresden ist hier.“ Und ergänzt nur noch: „Weil es unterging.“ Da hatte ihn der Regisseur schon auf dem Kühler dessen platziert, was von einem Trabbi übrig blieb.

Weitere Beiträge zum Thema:

[Draußen treffen wir wieder auf uns selbst](#)

[Da bist Du ja wieder](#)

Alle Bilder: Christian Holl